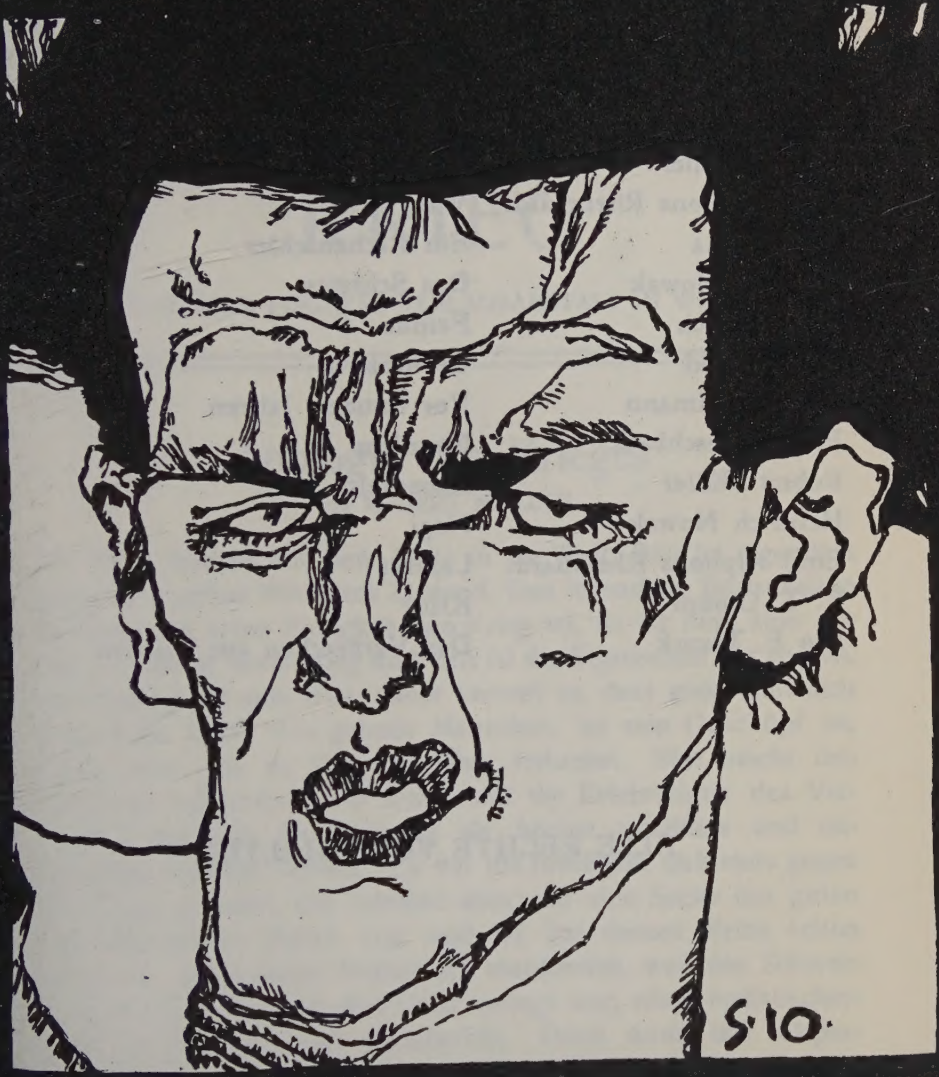
DER RUF



KRIEG

PREIS 60 H.

Inhalt

Robert Müller	Apologie des Krieges
Emil Alphons Rheinhardt	Wir
Otto Soyka	Ein Rechenfehler
Heinrich Nowak	Das Schreien
Leo Heidrich	Feinde
Georg Trakl	Trompeten
Ludwig Ullmann	Vor hundert Jahren
Erhard Buschbeck	Napoleon
Robert Müller	Roosevelt
Heinrich Nowak	Nogi
Emil Alphons Rheinhardt	Lazaret
F. T. Csokor	Krieg
Leo P. Trenck	Das Verbrechen am Frieden

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Das Reinerträgnis dieses Heftes ist dem Verein zur Schaffung einer österreichischen Luftflotte bestimmt

DER RUF

Herausgegeben vom

Akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien

KRIEG

WILHELM FISCHERS VERLAGSANSTALT IN WIEN

Apologie des Krieges

von ROBERT MÜLLER

Der Krieg kommt aus dem Blute in die Welt; Blut ist eigentlich Krieg in tropfbar flüssigem Zustand. Das irgendwie Bestechende am Krieg ist seine Blutigkeit; wo Krieg ist, da ist Blut, aber wo Blut ist, da ist auch Krieg und eins ist die Eigenschaft des andern. Der Mensch ist sein Blut, daher kommt es, dass gutes Blut sich keine Ruhe lässt, den ganzen Menschen, so sein Geschöpf ist, bejaht, aber ihn zu sich, zu Blut, reduziert. Blut macht den Menschen kriegerisch und schwemmt die Erfahrungen des Verstandes, der jede Ruhestörung als höchst unsittlich und unbrauchbar ablehnt, hinweg. Es hat die Intelligenz sich stets gegen den Krieg gewehrt, der Intellekt aber, der eine Sache des guten und stürmischen Blutes war und ist, hat dessen Reize schon darum als erfrischende Nadelbisse empfunden, weil das Schwergewicht des Lebens in den Geist verlegt war, ohne realistischerweise die Körperlichkeit abzudanken. Denn wenn das Körper-

liche vehement wird, ist es Geist, und wenn Tausende in der Schlacht als empirisch wertbare Objekte eingehen, steht Einer siegreich auf — der Mensch.

Die normale Intelligenz ist zur Erhaltung des Einzelwesens tätig, der Intellekt zur Höherentwicklung oder natürlichen Nachholung der Art. Intelligenz ist das schlechthin Areligiöse, darum ist sie friedlich, beschränksam und ohne Impuls. Der Intellekt aber hat Religion, das heisst eine Betrachtungsweise quasi mit dem perspektivischen Sitz im Erdzentrum, wo in ungeheuren chemischen Wallungen die kriegerische Verwicklung kosmischer Kräfte ausgetragen wird. Intellekt lebt im Vulkan, inmitten eines Klimas absoluter Hitze und Kälte, dem Schnittpunkte einer Parallelität im Raume vergleichbar. Intelligenz aber bröselt an der Erdkruste, mit dünnem Lebensgefühl und ohne Kohäsion zum Allermenschlichsten. Darum haben die feinen Geister den Krieg, die Königsorganisation aller Organisationen, verehrt und die plumpen Geister ihn mit dem Einmaleins widerlegt. Darum heissen die Intellektuellen Friedrich II., Moltke und Liliencron und darum steht diesen Grundbarbaren eine Intelligenz gegenüber, die Herr Fried und Frau Berta von Suttner heisst.

Intellekt ist auf die Menschheit, Intelligenz auf Menschen gerichtet. Intelligenz prämiiert den Menschen als Berufstier: Werk und Philosophie drehen sich um die Abwicklung seines spezifischen Geschäftes, das Gemüt ist in Berufswerten aufgegangen und er selber als geistiger Kontur in die Hilfslinien zurückzerlegt, die als das Technische seines Berufes da sind. Und das ist gut so, ein solcher Mann hat als Glied einer Gesellschaft Aufgabe und Ziel und nichts ist nützlicher als seine Verblendung. Der kleine, am Weltmarkte nicht engagierte Handelsmann, der Beamte und der wissenschaftliche Mensch, die zusammt ihrer motivischen Details der Gesellschaft wertvoll sind, treten jedoch als soziale Faktoren erster Ordnung zurück, sobald es sich um ein Ganzes handelt. Denn über das Ganze entscheidet besser der Laie, dessen Interessen nicht in einer Spezialisierung gefangen sind. Der Laie ist der beste Staatsmann, darum sind Knaben mit ihrer

frischen, naiven Urteilskraft und ohne die sogenannte bürgerliche «Erfahrung», die eigentlich nur die praktische Kenntnisnahme von den Annehmlichkeiten des geschäftlichen Egoismus darstellt, die reinen politischen und staatsmännischen Genies. Dem Achtzehnjährigen ist nicht Michelangelo, James Watt, Shakespeare oder Rothschild, sondern Cäsar, Napoleon, Cromwell und Bismarck der menschenwürdigste Typ und jene Erfinder, Dichter, Künstler und Wissenschaftler repräsentieren ihm je nach Massgabe allein Etappen des staatsmännisch tendenzierten Betriebes. Die staatsmännische Phantasie, instinktive Praxis, Aufopferungsfreude und Ideenkraft des gesunden Knaben sind enorm; und wie richtig die Einschätzung nach sozialen Werten von solcher Seite her erfolgt, beweist die Bewegung der Natur. Wenn diese so vielfach orientierte und allseitig in Beziehung stehende Jugend bürgerlich ausmündet, nachdem sie auf Ungelegenheit von Zeit und Umständen gestossen ist, ergibt sich als sekundäre Bildung erst der Künstler, Philosoph und Forscher, die alldrei als Spezialisierungen des ursprünglichen kompletten Typs hervorgehen. Dieser ursprüngliche Typ selbst bleibt in Gänze erhalten oder rekonstruiert sich nach einer Spezialisierungsperiode des Individuums, sobald Zeit und natürliche Umstände günstig sind. In diesem Augenblicke erscheinen an Stelle des exaltierten Bürgers Buonaparte, des unfolgsamen künstlerhaft-launischen Fritz und des verwildert-genialischen Otto die phantasievollen, aber so unendlich knabenklaren Köpfe Napoleons, Friedrichs und Bismarcks. Theatermann und Literat, die Umwertungen der Anlage eines staatsmännischen Primats im tüchtigen organisatorisch begabten Individuum, folgen den Dreien als Reste einer zurückgenommenen Spezialentwicklung auch im späteren Sich-Ausgeben noch nach.

Der qualifiziert geniale Mensch ist Staatsmann und die Erscheinung des Künstlers und Denkers eine bereits bürgerliche Einrangierung innerhalb einer stabil gewordenen Gesellschaft. Der Staatsmann schiesst über Nacht aus dem Boden, sobald nur die Rasse diesen gesunden Menschen beherbergt, wenn erst einmal die Gesellschaft in Frage gestellt ist. Denn der Staatsmann ist nicht ein einziger,

sondern er ist gleichsam nur der treffendste von vielen ihm ähnlichen, das Charakteristische an ihm ist seine Durchschnittsphysiognomie und der Umstand, dass er mit Tausenden in Kontakt ist. So gab es zu Napoleons Zeit nicht nur den einen Mann, sondern viele in seiner Art und Napoleon war nur relativ, nach Quantität nicht Qualität, der Beste. In Deutschland gab es gleichsam Millionen von Bismarcks, als die Zeit es verlangte; und Bismarck war nur der Richtigste von allen, er verkörperte den notwendigen Menschen, den Staats-Mann, der plötzlich von allen Details ab- und aufs Ganze hinsieht, am konsequentesten. Der Staatsmann muss mit einem Ruck die kleineren Interessen hinlegen und sich mit der Allgemeinheit, mit der äussersten Epidermis, die er besitzt, nämlich mit der Landesgrenze, identifizieren können. Er muss riesig gesund, ungebunden und auf Kilometer hin empfänglich sein. Darin, dass ihn Dinge irritieren, die sich ihm zunächst nicht direkt fühlbar machen, liegt ja gerade sein Genie. Er ist der Achtzehnjährige, dessen Aufgewecktheit vielleicht den engeren Vorteil von heute übersieht, der in Schule, Geselligkeit und kleinbürgerlicher Vernunft unaufmerksam dasteht, aber ganz hypnotisiert ist von Vorgängen, die über sein Ich hinaus ins Allgemeine deuten. Er sieht das Notwendige einer Gesellschaft besser, blickt unbeirrt über Einzelschicksale hinweg aufs Ganze und ist nur ärgerlich über die Ansprüche der minorennen Tendenzen: dazu gehört Naivetät und Freude am Grossen, Monumentalen. Es gibt wohl manchen Staatsmann unter uns, aber es gibt zu wenige von seinem Schlag, gibt zu wenig Staatsleute.
Ein solcher Knabe ist mitunter auch eine ganze Rasse, wie sich gezeigt hat. Einst war es der Deutsche, heute ist es der Amerikaner und in Europa der Südslave, morgen kann es wieder der Deutsche sein. Plötzlich ist allerorten, am Thron und in der Schulstube, der Staatsmann da, das Genie der Rasse bricht durch, der Ungebildete weiss aus Instinkt, worum es sich handelt. Ein geistiger Elan entreisst dem bürgerlichsten Körper Heldentaten, Europa lächelt Kultur, aber der Tiefstand seiner Volkskräfte ist nicht mehr zu bemänteln. Jene slavischen Nationen werden mit

derselben Pracht, mit der sie eine neue europäische Gesellschaft in Rotglut schweissten und die Chandscharschneiden ihres organisatorischen Genies am alten Blocke: Asien funkenstiebend schliffen, grosse Künste gebären und phantasievolle Wunder der Kultur. Den Völkern des plötzlich um Jahrzehnte gealterten Nordeuropas aber werden ihre Künstler, die von der Tatkraft vergangener Mannheit zehren, nicht einmal zur Kunst verhelfen. Denn auch Kunst wird, wie alles in der Welt, mit Blut gemacht, Zarathustra hat seine Wurzeln im Sterbelager vor Metz und der letzte deutsche Lyriker hat seinen Sturm auf Adjutantenritten sich geholt!

Die Drückeberger aber lassen sich zur Kultur assentieren und möchten der Weltgeschichte eine gut bürgerliche Erziehung geben, nette Umgangsformen, ein geschmeidiges Wesen und Weitblick nur einen Stumpen, wie sich's für ein zum Beruf erzogenes Junges ergibt. Und wenn die Weltgeschichte erst gemütlich ist und nicht immer allein Recht behalten will, sondern zu den Meinungen der Pazifizisten schweigt, dann, hoffen sie, würde das Töchterchen im heutigen Leben wohl schon Karriere machen. Sie vergessen immer wieder, dass der Streber selber in Frage gestellt ist, sobald die Gesellschaft, innerhalb der er sich durchsetzen will, umfällt. Die Griechen nannten den Privatmann, der sich um die Sozietät nicht kümmerte, den Idiotes. Der Werdegang dieser Bezeichnung bis zu unserem Idioten vollzieht sich über die starke ethische Verurteilung, die von grossen hellenischen Philosophen gegen den staatlich indifferenten Bürger gefällt wurde.

Der Mann, der von dem Geschäft im einzelnen nichts, aber den Sinn aller menschlichen Geschäftigkeit versteht, ist Staatsmann; derjenige, der sich von seiner Intelligenz beraten lässt, dass er bei den grossen Rassen- und Weltwirtschaftsfragen nichts verloren habe, ist der Idiotes. Er vermag nicht einzusehen, dass die Menschheit nach anderen Geheimnissen denn denen des lukrativsten Geschäftes prosperiert, und dass auch der methodische und gründliche Gelehrtensinn, dem jede Störung verhasst ist und der inner-

halb stabilierter Zustände der höchste wünschbare Bürgerstatus ist, eine Armseligkeit bedeuten kann. Denn Ordnung wird erst durch Unordnung erstrebt und muss eingerissen werden, wenn sie erreicht ist, und das Glückliche an ihr ist's, dass sie als Kind der Widersetzlichkeit, der Revolution und des Krieges eintritt. Friede existiert als Gipfel des Krieges, sonst aber nimmer, nicht über, unter und auf der Erden und nicht in der heftigen Feindseligkeit der Zellen, unter der das Individuum sich als Körper entwickelt. Krieg ist mitnichten wider die Kultur, denn er ist selbst Kultur. Und wie alles in uns eine Entwicklung durchgemacht hat, das Somatische ins Technische, das Psychische ins Intellektuelle, so hat auch der Krieg als Faktor der Kultur sich geändert. Der Kulturkrieg, den Europa, zwischen Amerikanismus und Asiatismus, zwischen Roosevelt und Nogi eingeklemmt, wird zu führen haben und auf den es sich präparieren und einschlagen muss, ist genauer berechnet, schlichter und grosszügiger organisiert und will mit stärkeren Nerven ertragen sein, denn der Mann-an-Mann-Kampf primitiver Jahrtausende. Friede, Diarrhöe und Plattfüsse haben mit Kultur nichts zu schaffen; wohl aber Kaltblütigkeit und grosser Sinn, Scharfschützenaugen, Marschierbeine und Dreadnoughts, die mittels Logarithmentafeln manövriert werden, und die Feldgeometrie schlangenschlanker Schützenlinien, die wie ein wunderbares Geheimnis in ein Geheimnis rennen, ein Symbol der Natur, die ihre Schwärme ausschickt, man weiss nicht, von wannen sie kommen und wohin sie stürmen, aber ein dem einzelnen unbekannter kluger Wille sendet sie in langsamen Wellen in die Brandung von klaffendem Tod und hochauf bäumendem Leben.

Die Kunst wird zum Generalissimus des Friedens ernannt; aber die Kunst und das Gehirn, die Industrie und die Wissenschaft und die Technik brechen ihre Zelte ab und ziehen mit hinaus, und verjüngt kehren sie aus der Schlacht zurück. Es ist die Kultur unseres hochentwickelten Krieges, dass ihn nicht allein der Bizeps schlägt, sondern der Mathematiker, der Schuster und der Schachspieler, und dass nicht allein die Agrarier, sondern

auch die Metaphysik ihn erklärt. Der Mensch steht so hoch, als sein Krieg steht, aber er darf nicht nur die Antithese, er muss auch Blut haben, ja, die Antithese muss ihm dann geradewegs aus dem Blute kommen. Wir sind eine Rasse von Siegfrieds, denn der lebenslängliche Frieden kommt praktisch der unverwundbaren Hornhaut gleich. Aber es ist ein altes Motiv der Dichtung, dass diese Unverwundbarkeit ihren Reiz verliert, wenn sie nicht an irgend einer Stelle aufgehoben ist.

Der Krieg ist nicht als solcher wünschbar, sondern in seinen ethischen Erscheinungen und in seiner Produktivität. Der Krieg ist immer prägnant, es handelt sich stets um den siegreichen Krieg. Ein anderer Krieg ist nämlich kein Krieg, sondern Krankheit und man führt ihn nicht. Wenn sich ein ungeheurer Körper, wie ihn unsere bürgerlichen Gesellschaften und Staaten darstellen, nicht wehrhaft erhält und das Gehirn, die Regierung — die allerdings womöglich ein Gehirn sein soll — im Staatshaushalte nicht auf alle Fälle die Wehrhaftigkeit bis zur Sieghaftigkeit budgetiert, ist es ein redender Leichnam, ist es Literatur, und die Zeit naht, wo seine Nachbarn von Nekrophilie befallen werden. Solch ein Staat ist „Glieder ein Hackbrett voll", wie man's erlebt hat. Der gesunde Staat trainiert sich unausgesetzt nicht zum Kriegen, sondern zum Siegen; und die Flotte und die Armee eines Staates sind darum die Kulturmaße seiner Bewohner; denn der ethische Stand einer Bevölkerung zeigt sich in der Einsicht und Opferwilligkeit seiner Einzelglieder, für das allgemeine Interesse von einer Bequemlichkeit abzusehen. Ein Staat jedoch, in dem ein rechtschaffener Minister sich ausnahmsweise einmal getraut, den süffisanten Säckelbürgern ihre Luxusvillen und Weinfeiertage und ihre hysterische Steuerhypochondrie vorzuhalten, und der dafür von einem Zeitungspacket erschlagen wird, ein solcher Staat trägt seine „Intelligenz" als Totenmaske. Jener Minister doch hatte recht und war er ein redlicher Durchschnittskopf, dann ist's dies, was das staatsmännische und alles menschliche Genie ausmacht. Denn es ist das Ungeniale am Bürgerlichen, dass er eigenartig und eigensüchtig ist und nie den Durchschnitt durch das Leben eines Staates macht.

Einen siegreichen Krieg soll man führen, wie unser Blut ihn lehrt, wenn an einem schönen Sommertage des Gemüts die Blutkörperchen in Schlachtordnung gegen die „Fremdkörper" ausrücken und in wilder Schlacht die Eindringlinge vollständig vernichten. Nach diesem Morden wird der Kopf klar und hell, die Organe gedeihen und das Gemüt hat Sommer von innen her. Die Wohlfahrt kommt dem kleinsten Teile zugute. Die Muskeln liegen zart, voll und produktiv wie lange Knospen, verdächtig und mit ausprobierten Nervenkontakten versehen wie Explosivkörper hinter der Haut, dieser à la miniature eingestellten Reichsgrenze des Individuums. Sie arbeiten und schaffen und bauen die Idylle der Menschheit aus; aber sie schwellen auch auf und gehen los wie Torpedos und schiessen Fäuste und Klingen mit derselben Kraft, mit der sie sonst fürs Handwerk da waren. Dieses wird geschützt und die grössere Tüchtigkeit im Sieg verdreifacht. Der wehrhafte Mann und der wehrhafte Staat bewähren sich im Frieden, der wiederum das Ideal des Krieges ist und darum erkämpft werden muss.

Wir

von EMIL ALPHONS RHEINHARDT

Unfruchtbare Nacht und Tage,
Deren keiner Blut und Zukunft gilt,
Haben uns nur irgendwie und vage
Ohne Glut geformt nach ihrem Bild.
Immer Ich und Ich. Und trübe Flammen.
Keiner hat des Sohnes noch gedacht.
Aber jetzt drängt Blut und Blut zusammen.
Heilige Flamme: Wir ist aufgewacht.
Schrei und Erz brennt aus Balladentagen
Gross in diese arme Menschenzeit:
Dass wir Zukunftsvölker in uns tragen —
Und wir sind geweiht.

Jungfräuliche Zukunft: sieh, wir bringen
Unser junges Fleisch als Samen: Wir.
Sä' uns Trunkene zu grossen Dingen.
Nimm uns hin. Wir glühn nach Dir.

Ein Rechenfehler

von OTTO SOYKA

Auf Erden gab es Krieg. Eine Schlacht war eben geschlagen worden. Nichts Besonderes; eine ganz normale Durchschnittsschlacht. Es gab 2749 Tote und 4337 Verwundete bei den Unterlegenen. Bei den Siegern gab es mehr; das ist aber eine andere Rechnung.

Das Heer des Staates Onabarata hatte gegen jenes von Kanziaramur einen entscheidenden Sieg erfochten. Das war nur in Ordnung, denn die andern waren arg im Unrecht. Es handelte sich um ein ganz ungerechtfertigtes Einfuhrverbot für Schweine und um ein heiligstes Gut, die beleidigte Nationalehre derer von Onabarata.

Ein Engel Buchhalter war im Begriffe, das Ereignis ordnungsgemäss zu buchen. Es waren zu notieren: Die Einnahme des sittlichen Prinzips und der dafür gezahlte Preis. Der ewigen Gerechtigkeit war Genüge geschehen und das zu diesem Zweck ausgesetzte Budget von Menschenblut und Schmerzen entsprechend belastet.

Es war alles richtig in Ordnung. 4337 Verwundete, das war ganz genau die Zahl, mit welcher das ungerechte Einfuhrverbot gesühnt wurde, und 2749 Tote waren wiederum das richtige, das Aequivalent der gekränkten Nationalehre.

Da bemerkte der Engel einen groben Fehler. Einer der himmlischen Reporter hatte sich versehen, es waren 4338 Verwundete! Einer mehr! Das schrie zur Erde, das warf die ganze Rechnung um. Wohin mit dem? — Der Engel beschloss einen Lokalaugenschein vorzunehmen; vielleicht liess sich die Sache vertuschen, (möglicherweise ein Simulant!).

*

Ueber das Schlachtfeld zog ein feuchter, kühler Morgen. In einem trockenen Wasserlauf lag ein vergessener Mann. Es war ein junger Bursch mit regelmässigen Zügen, die grobe Hand, das kantige Gesicht verrieten den Bauernsohn.
Ein Bajonettenstich hat die Brust durchbohrt, die Splitter einer Granate haben ein Bein oberhalb des Knies fortgerissen und sich in die rechte Seite gegraben. Dort hängen Kleider und Fleisch in Fetzen und steht eine Lache geronnenen Blutes. Der Tod kann nur noch Stunden auf sich warten lassen.
Und dieser grässlich verstümmelte Leib, dieses blutige, zerrissene Menschenetwas fühlt und empfindet, die Augen sind aufgerissen und starren nach oben.
Auf der zerfleischten rechten Seite liegt er, den Kopf auf einen Stein gebettet, der ihm beim Auffallen eine Schramme riss. Ein anderer Stein ragt in die blossgelegten Rippen und verursacht ein unklares Schmerzgefühl, das erst bewusst wird, wenn die stärkeren Leiden auf Sekunden zurücktreten. Am schlimmsten ist das Brennen der Haut und der Durst. Er möchte sich aufbäumen vor Qual, und die Schwäche lässt nur ein krampfhaftes Zucken der Glieder zu. Er hat nicht die Kraft, seine Lage zu ändern. Ist es denn noch nicht möglich zu sterben?!
Entbehrungen und Arbeit haben seine Muskeln gestählt, dass sie hart und widerstandsfähig geworden sind, dass sie zäh das Leben in sich halten und es nicht lassen, trotz aller Qual. Er leidet, leidet, wie es Worte nicht schildern können, wie es Mitleid nicht mehr nachfühlt. Unsäglich leidet er; ohne Linderung, ohne Hilfe.

*

Der Engel Buchhalter sass wieder über seine Rechnungen gebeugt und studierte. Simulant ist das keiner. Leider! Wo tue ich den Mann nur hin? Zum Einfuhrverbot für Schweine oder zur Nationalehre? —
Es war wirklich kein leichtes Amt, das seinige.

Das Schreien

von HEINRICH NOWAK

Weiss liegt der späte Tag auf weichem Schnee —
ein kahler Baum hält seine Aeste feil —
der graue Himmel ist sehr hart und steil —
das Rabenkrächzen tut den Ohren weh —

ein angstverzehrter Mann rennt blind dahin —
er fällt — steht wieder auf — und rennt und rennt —
und durch die Luft, die wild in Kälte brennt,
spürt man zwei wüste Todesschreie fliehn —

Feinde

von LEO HEIDRICH

Krieg — sagte das Mädchen mit den runden dunklen Kinderaugen und dem blonden Kopf — oh — Krieg! Und die feinen schlanken Finger pressten sich gegen die schimmernden Schläfen — muss denn das sein?

Ja, wenn es Feinde gibt — sagte ich und zuckte die Achseln.

Feinde!? und die Augen glaubten es nicht.

Ich musste leicht lächeln. Wie lange kennen wir uns jetzt? Tage, Monate — gut. Das erste Mal als wir uns sahen, dachte ich — Oho! — und Ihnen ging etwas durch den Sinn.

Dann sahen wir uns einmal in die Augen und freuten uns restlos heiter einer des anderen. Menschen, die froh sind, sind auch gut.

Ja — nickte der blonde Kopf — und trotzdem!

Nein — deshalb! Das vertragen sie nicht.

Einmal ist einer mit dem Herzen in der Hand betteln gegangen, nicht um Brot und Geld, er bat nur, die Menschen möchten hören und verstehen, was sein Herz singt. Denn er war glücklich geworden durch sein Herz und wollte alle Menschen froh machen.

O je! — sagten die runden dunklen Kinderaugen.

Hat er dann geweint? — fragte das Mädchen laut
Geweint? — Ja! — wenn man Blut Tränen nennen kann
Und dann? —
Er hat sein Herz aus dem Staub gehoben und ist lange mit gesenktem Kopf herumgegangen und begann langsam einzusehen, dass es Feinde gibt und der Krieg sein muss.
Aber was er verteidigen muss, ist ja doch sein? — die runden Kinderaugen brannten und über die Wangen flogen rote Rosen. Ja das ist ja das Schöne an der Moral, dass man sein ureigenstes Eigentum verteidigen muss.
Sind Sie traurig? — Und die kleine weisse Hand zuckte nur entgegen.
Traurig? — nein! — früher war ich es, weil ich nichts hatte, was des Wehrens wert gewesen wäre. Aber jetzt! — Und dann: Krieg und Feinde — das ist gut und gesund — Not und Wunden und Blut geben einen wunderbaren Kitt, mit dem man auf Trümmern der Vergangenheit die festesten, hellsten Zukunftshäuser bauen kann.
Krieg — sagte das Mädchen mit den runden dunklen Kinderaugen und dem blonden Kopf — ah! — Krieg! — und die feinen, schlanken Finger hakten sich ineinander voll verhaltener Freude. — Es ist gut, dass es Krieg gibt.

Trompeten

von GEORG TRAKL

Unter verschnittenen Weiden, wo weisse Kinder spielen
Und Blätter treiben, tönen Trompeten. Kirchhofsschauer
Fahnen von Scharlach stürzen durch des Ahorns Trauer.
Reiter entlang an Roggenfeldern, leeren Mühlen.

Oder Hirten singen nachts und Hirsche treten
In den Kreis ihrer Feuer, des Hains uralte Trauer,
Tanzende heben sich von einer schwarzen Mauer;
Fahnen von Scharlach, Lachen, Wahnsinn, Trompeten.

Vor hundert Jahren

von LUDWIG ULLMANN

«Bruder, schrie ein Geier nicht
furchtbar durch die heulende Nacht?
Ach, wie der Tod durch die Glieder kriecht!
Gestern noch hab' ich beim Wein gelacht,
Bruder, wer hat uns so elend gemacht?»

Und der andre: «Die Pest über dich!
Muss ich krepieren in Kot und Eis,
elend verrecken und jämmerlich,
brennt doch mein Herz in der Brust so heiss,
weil ich den Kaiser gerettet weiss.

Hinter mir stand er im kleinen Hut
und ich sah die Kartätsche spritzen,
diesmal schossen die Hunde gut,
eilend sprang ich, den Kaiser zu schützen,
fallend sah ich sein Auge blitzen.»

Und der Erste: «Du armer Narr!
Er schläft jetzt gut im weichen Bett;
hörst du der Krähen hungrig Geschnarr,
fressen sich bald die Bäuche fett.
Besser mir, meine Mutter hätt'

Mir in der Wiege den Hals umgedreht.
Mutter, ach, und die Heimat so fern
und der Wald, der im Winde weht,
und das Fenster, da ich so gern
sah nach dem steigenden Abendstern.

Und mein Weib, das nun hungern muss,
und unser ungeborenes Kind,

nimmer fühlt es des Vaters Kuss
und meine blutigen Tränen sind
fruchtlos geweint in den eisigen Wind.»

Aber der Zweite: «Sein Auge sah
mich in die dunkle Tiefe sinken,
Bruder, er weiss wohl, was geschah,
wird seinem Adjutanten winken,
dass um mein Grab die Adler blinken.»

Wieder der Erste: «Die Trommeln gehn —
über dem Schnee dort seh ich rot
einen einsamen Reiter stehn,
gross von flammendem Brand umloht.
Bruder, das ist der Tod!»

Als der Tag die Hügel hinab
grau über grausiges Schweigen stieg,
warf man die zwei in ein Massengrab.
Eisern stand die Armee und schwieg
und der Pope pries betend den Krieg.

Kamen heran der Reiter drei,
der erste, der blass und müde war,
ritt entblössten Hauptes vorbei.
Sonne küsste sein dunkles Haar,
dachte der zweite: «Was weint der Zar?»

Napoleon

von ERHARD BUSCHBECK

Eine Insel im weiten Meer.
In wildem, grauen Grün im blauen Meer.
Alles wächst im Ueberfluss. Aber man weiss: Aus dieser Fülle

die sich selbst überwuchert, muss etwas geboren werden, das über sie hin schreitet gross und stark zu weiten Fernen.
Das blaue Meer liegt zwischen der Insel und Frankreichs heiligberühmten Boden und seiner Kultur des Verstandes und des Parfums. Liegt zwischen der Insel und Italiens sonnigem, sinnenfreudigen Land.
Zu dieser Reiche Küsten schaut auf der Insel ein Jüngling hinüber. Sie sind seiner Sehnsucht Ziel und der Habgier seines Wollens Gegenstand. Um sie webt sein Ehrgeiz die weitgreifenden Pläne, mit ihren Geschicken spielt seine glutende Phantasie.
Und wenn er von der Höhe der Insel zum Meere schreitet, dann ist sein Gang leicht und schwer, eilig und langsam zugleich. Hinunter treibt ihn sein Wollen, reisst ihn etwas ihm Eingebornes, Unbekanntes. Das Bewusstsein scheint ihm zu zerspringen und seine Sinne sind trunken vom Geschehen, von vorausgeahntem Geschick.

Eine Insel im weiten Meer.
In fahlem Gelb im grauen Meer.
Auf dieser Wüste gedeiht kein Grün mehr; nur eine blasse Sonne lastet im Dämmer schwer auf ihr. Und man weiss: Von hier gibt es keine Rückkehr mehr zu glühenden Festen des Lebens, zur Macht, zu gebietender Fülle.
Es ist die Insel des Todes, auf den man wartet.
Das graue Meer liegt zwischen der Insel und dem alternden Europa, in dem die Kleinen zur Herrschaft gekommen, die das Grosse verbannten. Liegt zwischen der Insel und dem jungen Amerika, in dem alles Kleine in enger Beschränktheit seit Anfang geherrscht.
Ohne zum einen hinüber oder zum andern zurück zu schauen geht über die Insel ein müder Mann.
Am eignen Leibe hatte er das Werden und den Verfall aller Grösse erfahren. Hatte Schlachten gewonnen, durch die er das Volk bezauberte, hatte mit einer Nation gespielt und war ihr Kaiser geworden; hatte andere Kaiser und Könige abgesetzt und

eingesetzt und Töchter alter Herrscherhäuser zu Frauen gehabt und war der Gehassteste und Geliebteste eines Erdteils gewesen. Und hatte in einer kalten Winternacht im fernsten Osten, als er ein Heer verloren, fröstelnd gefühlt und gewusst, dass er die Höhe seines Lebens überschritten, dass es nur mehr ein Abwärts gab. Hatte auch von hundert Tagen in Sonne, die ihm der Herbst noch gebracht, nicht glauben können, der Frühling sei wiedergekehrt.

Der dies alles erlebt, geht müden Schrittes über die einsame Insel. Geblieben ist ihm von allem nur eines:

Im Munde ein salziger Geschmack.

Roosevelt

von ROBERT MÜLLER

Nun weiss man, was „Amerikanismus" ist. Die jungen Europäer haben das Wort in den Kaffeehäusern wie eine grosse Keuschheit ausgesprochen, die Publizisten haben es wie ein schon staubig gewordenes Laken jedesmal ausgeschlenkert, so oft drüben oder herüben ein Malheur passierte, das mit hochstelligen Ziffern, sei's Mensch, sei's Geld, zu tun hatte. „Amerikanismus" bedeutete stets einen Kulturdämon, ein wahnwitziges und lächerliches Lebensgespenst; „Amerikanismus" bedeutete stets „Millionismus".

Seit aber Roosevelt, in die Brust geschossen, eine wichtige politische Rede nicht unterbrach, weil er andere Dinge zu tun hatte, als sich um sein „bisschen Körper" zu bekümmern, weiss man, dass Amerikanismus eine ganz gesunde und schöne Sache ist, nämlich ein ausserordentlich widerstandsfähiges Nervensystem. Vielleicht gibt es auf der ganzen Welt überhaupt nur einen „Amerikaner": das wäre dann Roosevelt. Denn Roosevelt ist nicht nur in Europa, er ist auch in Amerika ein Phänomen. Nicht alle Menschen in Amerika haben solche vorbildliche Nerven; um die Konstitution eines Amerikaners ist es im Gegenteile schlecht bestellt, der Durchschnitt leidet an Dyspepsie, an

epileptischen Erscheinungen, Neurasthenie und allen schwächenden Folgen. Seine Fahrigkeit gilt oft als Fixigkeit, aber sein Mangel an eigentlicher Energie bekundet sich in eben diesem sprunghaften Wesen. Gewöhnlich verwechselt man den gutgenährten faulenzerischen Yankee-Araber, der in den grossen Kulturzentren Europas nomadisiert, oder irgend einen energischen Europäer, der sich alte Arbeitsmethoden vom Halse geschüttelt, also nach Gemeinanschauung „amerikanisiert" hat, mit dem typischen Amerikaner. Aber der Amerikaner gleicht dieser Utopie eines Zukunftsmenschen gar nicht. Jeder fuchsteufelswilde und hartherzige Arnaute ist in dieser Beziehung ein besserer Amerikaner. Eine einzige Ausnahme gibt es und die heisst Roosevelt.

Roosevelt ist ein Prachtexemplar von Amerikanismus, gerade weil bei ihm die zahlenmässige Assoziation wegfällt und weil sein Zuwachs an Kräften ganz aus seiner Menschlichkeit quillt. Er ist hart und auf den Erfolg eingestellt, aber nicht wie eine stupide Geschäftsmaschine, sondern wie ein gänzlich von einer vernünftigen Idee beseelter Reformator. An ihm gibt es diese Romantugenden, die schon Alexander Dumas erfunden hat und die dem heutigen Yankee tatsächlich deswegen leicht eignen, weil er auf den Kopf gefallen und ungebildet ist, also diese verschmockte Sachlichkeit, Geldvergötterung und dieses Ueberunmenschentum nicht. Im Gegenteil, Roosevelt ist ein herzlicher, gutmütiger, lustiger Mann, der Aug und Ohr und meist wohl auch das Sprechwerk offen hat, sich für alles interessiert, zwischen allem Beziehungen herzustellen weiss und gar nicht so sehr auf die Pose versessen ist, wie man ihm vorwirft. Als er Europa vor Jahren seinen Löwenjägerbesuch abstattete, hat vieles an seinem Wesen beleidigt und dadurch zum karikierenden Widerstand herausgefordert. Diese überquellende Menschlichkeit raubte uns fast den Atem, beklemmte unser Selbstbewusstsein. Denn um so leger, so selbstsicher und so unberührt von Grandezza zu sein, muss man schon eine ganz solide Kenntnis seiner zureichenden Fähigkeiten besitzen. Dieser Reichtum an Schlichtheit wirkte als Pose. Aber die Pose Roosevelts, der er als scharf-

sinniger introspektiver Mensch — und ein solcher ist Roosevelt trotz seiner burschikosen Glückseligkeit und Sich-selbst-Hinnahme — nicht entgehen kann, liegt anderswo, nämlich gerade in seiner Physis. Sein Körper ist das Bewussteste an ihm, er ist das Gesetzte, das heisst die Pose. Gerade weil er ein so spitzfindiger, schlauer und universeller Kopf ist, liegt sein Ehrgeiz auf anderem Gebiete. Man darf nicht vergessen, dass Roosevelt nicht als Hüne zur Welt kam. Er war mit 24 Jahren noch ein schmächtiges Bürschchen und soll auf der Lunge nicht verlässlich gewesen sein. Da schickten ihn seine Leute für mehrere Jahre in den Westen auf die Farm, dort ritt und jagte er mit den Cowboys, seinen nachmaligen Rauhreiterfreunden. Er fällte Baumstämme im Urwald, rang und boxte mit den Kameraden und trainierte sich systematisch zu einem vollkommenen Athleten heran. Das Körperliche Roosevelts ist also eine Errungenschaft; sein Körper ist nicht animalisch, sondern weise. Während unsere Maler und Literaten glauben, sie müssten sich ruinieren, um schöpferisch zu werden, weil Heinrich Mann irgendwo behauptet, dass Ausschweifungen produktiv machten, legte Roosevelt es darauf an, sich z. B. in zehnstündigem Parforceritt nervös zu reiten, um nachher eine ungeheure literarische oder diplomatische Arbeit in seinem Zeitpensum zu leisten. Man sieht schon, Roosevelts Gesundheit ist keine triviale, sondern eine höchst geistige und raffinierte. Man könnte beinahe sagen eine literarische. Jedenfalls ist sie allein das an ihm, was man eventuell als Pose ansprechen könnte.

Die Gesundheit nicht als atavistisches Merkmal, sondern als Pose, das ist also der Witz des Amerikanismus. Wenn Roosevelt wie ein Amokläufer dasteht, berauscht von der Sensation, die seinem muskulösen Körper entströmt, so kann das dem Pauper und Paria der Körperlichkeit wohl missfallen und geistlos erscheinen; aber was verschadet's, wenn wirklich die Bullenkraft dahinter steht, während das Blut ins Hemd sickert, eine politische Rede mit ganzem hinreissenden und überzeugten Temperamente vom Stapel zu lassen? Das ist dann ein Mann, der in Amerika noch seltener

ist als in Europa und eigentlich wirklich als der einzige „Amerikaner“ angesehen werden kann. Seit Bismarck, mit dem Roosevelt ebensosehr die nicht zu beeinträchtigende private Ehrlichkeit wie diplomatische Schlauheit und Intrigenlust gemeinsam hat, hat es bis Roosevelt keinen zweiten Vertreter solcher Rassigkeit gegeben. Und das Hinreissende an Roosevelt ist, dass er eine Fundgrube an aller Humanität darstellt. Er hat der Nur-Technik seines Landes und seiner Nation erst die entwickelte moderne, sozial interessierte und physisch exekutiv gewordene Psyche eines „Amerikaners“ entgegenzusetzen, bekümmert sich um die Politik nicht als Geschäftsmann, der um seine Aktien besorgt ist, auch nicht als Anwärter auf einen einträglichen Regierungsposten, sondern als weitschauendes menschliches Genie, das unter Menschen Ordnung machen will. Er vertritt ebenso alte wie neue Mannesideale und gibt damit der ganzen Welt ein schönes Beispiel, das sie heute recht nötig hat. Er sieht, wo's fehlt, und legt darum Wert auf die physische Autorität eines Mannes: dass er sich an den Resultaten eines solch geschulten Trainings freut und ein wenig mit ihnen am eigenen Leibe renommiert, kann man dem lieben Kerl wahrhaftig nicht übelnehmen.

Roosevelt ist für uns kein Mann, sondern ein Mythos, so wie Wilhelm II. es für die anderen Nationen denn die deutsche ist. Da hat er denn eine Kugel in die Brust bekommen, hat sich aber nicht stören lassen, sondern seine Blitz- und Donnerrede zu Ende gebracht trotz dieses „Wetterschiessens“, hat sich schliesslich wie ein ausgetobtes Gewitter zurückgezogen und die Luft rein gemacht. Nein, das ist kein Mensch, das ist ein Mythos. Ein paar Meridiangrade dahinter aber kommt das Harakiri eines Japaners. Roosevelt gegen Nogi, die aktive Energie gegen die passive Indolenz, der Kaukasier gegen den Asiaten. Solange dem Japaner ein solcher Amerikaner gegenübersteht, sind unsere Kulturgüter noch nicht bedroht? Oder — —? Sind denn dieser Roosevelts mit den breiten Brustkasten und dem Humor ihrer Zielbewusstheit so viele unter den Amerikanern? Leider nein,

die Brustkasten sind wohl da, aber das andere, das Geistige, das zu diesen Blasebälgen einer menschlich entfachten Lebensflamme gehört, fehlt. Es fehlt die Reinheit dieser Flamme. Roosevelt ist ja auch unter Amerikanern der einzige Amerikaner. Er ist Anti-Yankee, er geht gegen den rücksichtslosen, dummen und unsozialen Geschäftsgeist los, gegen die Verrottung, die Ausbeutung und die Egoisierung. Amerikaner wäre ein Mann, der gute Kräfte in den Dienst eines menschlichen Ideals, nicht in den einer räuberischen Manipulation stellen kann. Und ein solcher ist in Amerika nur Roosevelt und hat Kollegen vielleicht in Europa, niemals aber im eigenen Lande. Seine Gesundheit ist jene hohe moderne der „heroischen Nervosität". Und man vergleiche die seelische Tiefe und Kraft, zu der ihm seine Physis also verhilft, vergleiche seine Haltung, seine Pose, seine unsentimentale Verachtung für das „bisschen Körper" mit jener des Asiaten — dort Vernunft und weiser Humor als ethisches Prinzip, hier ein leeres, letzten Endes unkultiviertes und abergläubisches Pathos, hinter dem kein Zweck, kein Idealismus, keine Energie, sondern eine fatale höfische Faxe steckt. Roosevelt hat zu tun, er hat das Leben eines ganzes Volkes zu sanieren und das will etwas heissen; Nogi aber hatte nichts zu tun, darum wurde er in einer antiquarischen Samurai-Moral geschäftig.

Roosevelt, für den alle Welt drüben schwärmt, ist doch nicht Präsident geworden, denn gegen den Präsidenten, den ihm die Dschingiskhane des roten Geldes entgegenstellten, gegen „president Bakschisch" konnte auch er nicht aufkommen; aber das tut nichts; er ist der anerkannte Staats- und Kriegsmann, Roosevelt americanus Asiaticus, die einzige Ariernase, die die gelben Huzelknaben wegriechen wird. Er wird das begonnene Werk von Lüle-Burgas fortsetzen. Dem Oesterreicher, dem ohnedies der Asiate in den Stiefeln geht, kann dies nur von Vorteil sein.

Nogi

von HEINRICH NOWAK

Der Mikado war gestorben und sein grosser General hatte sich in heldenhafter Pose getötet.

Er hatte Port Arthur mit zwölfzölligen Geschützen beschossen; er hatte ein ganzes Regiment, in dem seine Söhne standen, über ein Minenfeld hingejagt, um nach der Explosion den Weg für die nachrückenden Truppen freizumachen; er hätte noch die Möglichkeit haben können, Aeroplane in den Dienst seiner Idee zu stellen, tötete aber mit sich zugleich den modernen Energieausnützungsgedanken. Das asiatische Gehirn konnte es nicht erfassen, dass jede Kraftquelle bis zum letzten Grade ausgenützt werden muss. Heute hat das Individuum nicht mehr das Recht, sich selbst aus der Kette der Allgemeinheit einfach auszuschalten. In Reih und Glied mit anderen zusammen muss es sich und allen dienen.

In unserer Zeit gibt es kein eigentliches Heldentum. Es ist ein unmoderner Begriff, der die heilige Wandlung vom Mittelalter zur Gegenwart nicht vollständig durchgemacht hat. Wort und Begriff hängen nicht mehr fest zusammen. Ein Wort ohne Begriff schwamm unberechtigt als Strandgut auf den asiatischen Geisteswogen umher. Der Höfling Nogi hat es aufgefangen.

Heldentum ist Klischee geworden. Wenn man bloss das Wort ausspricht, so hört man unwillkürlich das Klirren einer eisernen Ritterrüstung und sieht einen blondgelockten Jüngling vor sich, der über dem abgeschlagenen Haupt eines verblutenden Drachen der geretteten Jungfrau die Rechte reicht, während seine Linke das Schwert umklammert hält; sie aber neiget das Haupt und spricht: „Nimm mich hin, mein Befreier!“

Solch ein Held im alten Sinne kämpfte um Ideale; entweder er errang sie, dann kam es in der Regel zu der bereits geschilderten Szene mit dem Eisenjüngling und der befreiten Jungfrau, oder

aber er sah die Unmöglichkeit der Erreichung seines Zieles ein, resignierte, duldete und starb eventuell für die Ideale. Er war stolz auf seine Leiden und wurde in Heldenliedern von Kindern und Kindeskindern gepriesen.

Unsere Zeit aber kämpft um keine Ideale, sie verwirklicht lieber Ideen. Man baut nach dem Rezepte Emersons aus Luftschlössern die Paläste dieser Welt und wohnt behaglich in ihnen. Der Held wurde verbürgerlicht. An Stelle des Kriegers im Einzelkampf trat der Soldat im Massenkampf. Die Maschine hat den Helden getötet. Neue Tugenden mussten ausgebildet werden. Der Begriff der Tapferkeit wurde in Disziplin und energisches Ausharren bei einer vorgeschriebenen Idee modifiziert. Weil nur einzelne von den Muselmännern in asiatischer Heldenhaftigkeit ihr Land zu verteidigen suchten und weil sie nicht als geschlossene, disziplinierte Masse dastanden, wurden sie zurückgejagt. Fort mit den Asiaten aus Europa und Platz für die jungen Balkanvölker! Sie haben Entwicklungsmöglichkeiten, denn sie stehen am Anfang einer Kultur.

Wir haben keine Heldenlieder mehr, dafür aber Zeitungsberichte, die für den Augenblick den Namen eines Helden in tausenden Exemplaren kund tun. Deshalb ist auch der Begriff des „Helden des Tages" etwas zeitgemässer. Rasch aufflammend und bald wieder verglimmend ist er eine Art von intensivem Extrakt.

Unser Heldentum heisst: Rekord.

Wir alle sind Soldaten; Soldat sein heisst bürgerlicher Held sein. Wir führen das Notwendige, das auf unserem Wege liegt, bis in die letzten Konsequenzen durch; für das Ausserordentliche haben wir keine Zeit. Wenn wir in den Krieg ziehen, sind wir Maschinen, gelenkt von einem General. Ueberhaupt ist der Krieg, wie jeder Kampf, für uns eine Evolutionsmöglichkeit. Er schafft Bewegung und presst aus unseren Energiequellen die intensivsten Leistungen heraus. Und dem allen hat sich General Nogi durch seinen Selbstmord entzogen.

Der einfache Soldat, der ein Maschinengewehr, das seine 260 Schüsse in der Minute abgegeben hat und nun glühend

heiss und unbrauchbar geworden ist, mit blossen Händen, ungeachtet der Brandwunden, die dann entstehen, anfasst und durch ein neues ersetzt, hat Grösseres getan als der japanische General. Er hat eine verbrauchte Maschine weggeräumt und Platz für eine neue gemacht; Nogi aber hat seine noch brauchbare Denkmaschine durch Selbstmord zerstört. Er war ein Schauspieler, der sich in einem schlechten Epigonendrama in pathetischer Pose umbrachte. Es ist eine heilige Sache um Rekord. Der Fortschritt braucht ihn in der Technik und im Kriege.
Die Belagerung Port Arthurs durch Nogi war ein Rekord. Gut. Sein Selbstmord aber Atavismus. Weg damit!

Lazaret

von E. A. RHEINHARDT

Ein blankes sausendes Jahrtausend drängt
In die Sekunde, die das Hemd zerreisst.
Der Blick, der wahnblind schon am Arzte hängt,
(und der dem Schauenden Gewesnes kreisst)
Schliesst sich noch einmal auf; ganz licht und rund,
Und brausend von Gelebtem: Du, ich war,
Ich war so schön! Ein weggeschmissner Hund
Liegt da, voll Dreck und Blut im schönen Haar.
Zertretne Völker brüllen aus dem Schrei,
Der lange federnd überm Zeltdach schwingt,
Dem Schrei, drin dieser aus dem Einerlei
Von lauter gleichgestelltem Tod nach Ich-Sein ringt.
Das süsse Chloroform spricht mütterlich.
Und Messer wühlen spät in Fetzen Fleisch.
Ein andres Rollbett bringt ein neu Gekreisch:
Ein neuer Fetzen Fleisch will Ich und Ich.

Krieg

von F. T. CSOKOR

Fressend am Horizonte der Welt
hat ein Feuer hochgegrellt;
dunkle Schwaden schwingen sich auf,
Blitze zerwirken das Wolkengehauf,
krächzende Vögel stossen hernieder
mit gesträubtem Eisengefieder:
Krieg!

„Krieg!" Es springt über Bühel und Berge,
Strassen funkeln in Wehr und Wacht;
zagende Hände zupfen am Werge,
Felder harren wie lauernde Särge,
Brände giessen Blut in die Nacht.

Kommt er nah? — — Die Glocken dröhnen
hilfeheischend in das Blau,
doch der Himmel echot Höhnen
und wird gnadenloses Grau
und die Herzen der Völker schlagen
bänger in diesen keuchenden Tagen
und die Armen knieen und klagen:
„Krieg?"

Und mit Einem ist er da:
schreckhaft, wüst und schrankenlos.
Städte lodern fern und nah,
Leichen faulen frei und bloss.
Feindliche Heere treffen sich brausend,
Tausend an Tausend.

In die Weite hinausgeschmettert
raft voran der Trompeten Schrei'n;

Faust am Degen hinterher wettert
der Reiter, holt die Stürmenden ein;
Fahnen fliegen in das Gewühle,
wer sie wiederbringt heisst Held!
Ankrach, Kampf und prasselnde Schwüle . . .
Wo blieb die Welt?

Durch Geschützgebell und Tosen
jagen Stimmen, jäh und schrill;
tolle Herzen treiben Rosen,
brechen auf und werden still;
purpurne Standarten steigen
breit und prahlend in die Luft,
wimpeln über Schrei und Schweigen,
über Tapferen und Feigen
und ihr Züngeln lockt und ruft:
Krieg!

Immer wilder hat's geklungen,
wuchs zum rasenden Akkord.
Hingeduckt und angesprungen!
Aus der Seele Niederungen
zischt die alte Lust am Mord.
Gierig krampft die Hand den Bügel:
Schuss um Schuss! Es spritzt und sprüht.
Hei, das torkelt wie Geflügel
und die Flinte gellt und glüht.
Gilt jetzt Blei in Fleisch zu löten,
gilt zu töten!

Ist vielleicht jeder der einzige Sohn,
der dort fällte und fiel — —
„Vorwärts!" rattert der Trommel Ton,
„Vorwärts!" wirbelt das Spiel.
Nun wirft sich die Nacht auf Blut und Dampf,
aber sie bringt kein Rasten.

Ueber Wunde und Tote hasten
sie weiter nach in den donnernden Kampf.

Ober dem Gewürge her
trabt ein Mann auf plumpem Pferde,
riesenhoch und eisenschwer;
allenthalben ist nur Er,
über Himmel, Erz und Erde:
Krieg!

Das Verbrechen am Frieden

von LEO P. TRENCK

Die Schlappgehirne predigen den Frieden und wissen nicht, was der Friede eigentlich ist. Die Tartuffs der Nächstenliebe salben wieder einmal ihre Hände mit Menschenfreundlichkeit. Die Friedlichen und ihre Friede! Die Unlust am Leben soll nicht durch den gellen Schrei einer Tat aus dem dumpfen Dahintrödeln aufgescheucht werden. Scheuklappen um die Augen gehängt und mit Dummheit getränkte Watte in die Ohren gestopft! Nur nicht denken, nur nicht schaffen, nur nicht kämpfen müssen! Es geht auch ohne Kampf. Das Leben ist eine Karriere und windet sich an den dreimal geheiligten Rangsklassen empor, langsam, aber sicher und ohne Gefahr. Wozu Gefahren und Abenteuer? Das nötige Beharrungsvermögen ins Sitzfleisch konzentriert und ein heiteres Lebensende als Hofrat oder sonst ein Verkehrshindernis ist gesichert. Friede den Menschen auf Erden! Und trotzdem kriecht die heisse Sensation des Kampfes in die Nerven der Friedlichen, trotzdem zittert ein ahnender Schauer von der Grösse des Kampfes durch die spärlichen Reste Blutes in ihren verkalkten Adern. Ein Gedenken an Jugendträume blüht in den Bürgern auf, wenn sie des Morgens auf nüchternen Magen von „Krieg und Kriegsgeschrei" lesen. Und einer nennenswerten Anstrengung bedarf es, um dies vorschriftswidrige Ge-

denken mit Aktenfaszikeln und Haupt- und Kassabüchern wieder totzuschlagen. Ihr Friede ist die schäbige Wirklichkeit und die heimliche Freude am Kampf bedeutet die ohnmächtige Sehnsucht ihrer Pensionsfähigkeit. Denn der Krieg, das ist die Jugend, die verwegene, ganz unberechenbare Jugend, die toll und vermessen genug ist, ums tägliche Brot nicht dienen, sondern darum kämpfen zu wollen.

Was ist sie denn, diese vielgepriesene, mit tausend Phrasen umsponnene Kultur? Man sagt, ein Resultat des Friedens, und sagt damit eine Absurdität. Nein und tausendmal nein. Die Kultur ist ein Ergebnis des Kampfes aller gegen alle und gegen alles. Kampf ist schlechtweg jede Arbeit. Der Bauer stört den Frieden der Natur, die Blumen blühen lässt, und zwingt ihr seine Getreidefelder auf in mühevoller und aufreibender Arbeit. Die Natur gibt nichts gutwillig her, ihre Widerstände müssen besiegt werden. Je mannigfacher die Bedürfnisse, je höher die Kultur, desto grösser die Kraftentfaltung, desto grösser die Tätigkeit. Der Urmensch war sicher weit friedlicher als wir, weil sein Vegetieren ihm Zeit liess zur Beschaulichkeit und zur Ruhe. Ich habe das primitivste Beispiel gewählt, das komplizierte ergibt sich von selbst.

Was man heute unter Frieden versteht, ist nichts anderes als die Sanktionierung des Besitzes. Wie wenig man der Wirkungsmöglichkeit der Friedensidee zutraut, beweist der Umstand, dass der Friede durch einen ungeheuren Aufwand von Kriegsbereitschaft geschützt werden muss. Es wird die drohende Kriegsgeste gemimt, um den sogenannten Frieden in Permanenz erklären zu können. Und beginnen dann irgendwo wirklich die Gewehre zu knattern, beginnt die lange niedergehaltene Wut eines Volkes zu toben, so zeitigt dies üble Folgen. Es beginnt ringsum auch die Phrase zu toben und in tausend Modulationen bekommen wir „die Greuel des Krieges“ aufgetischt. Man will dem Leben, das über Leichen gehen muss, um einer Sehnsucht, einer Idee freie Bahn zu schaffen, in den Rücken fallen. Und das ist das Verbrechen am Frieden.

Der Friede ist nur ein Augenblick, er ist die erklommene Höhe, er ist das kurze, beseligende Glücksgefühl der Zielerreichung. Aber ein erreichtes Ziel öffnet nur den Blick auf neue Ziele, auf Ziele, die neuen Kampf zur Bedingung machen. Und es ist ein Nonsens, der Zeit, die uns zu den Zielen mitzwingt, Stillstand gebieten zu wollen, es ist das Verbrechen am Frieden, ihm seine Bedeutung als Höhepunkt rauben zu wollen und ihn zum Deckmantel zu erniedrigen, unter dem die träge Plattheit ihre schalen Früchte treiben soll. Aber es ist zugleich eine Diskreditierung des Kampfes.

Im Grunde betrachtet ist der Krieg nicht so schlimm, wie ihn die um ihre Sicherheit besorgte Phrase machen will. Man streiche die Kriege und ihre Greuel aus der politischen Geschichte und sehe zu, was von der Kulturgeschichte übrig bleibt. Die Kultur ist nur das Ergebnis von Gegensätzen. Das vergossene Blut, der gewaltsame Aderlass an der Menschheit befruchtet das Leben. Die Kultur fordert sicherlich mehr Opfer als sie wert ist. Aber die Verzweiflung und der Untergang der Opfer sind Notwendigkeiten, die nicht zu umgehen sind. Hebbel lässt seine Judith sagen: „Ja, ich habe den ersten und letzten Mann der Erde getötet, damit du in Frieden deine Schafe weiden, du deinen Kohl pflanzen und du dein Handwerk treiben und Kinder, die dir gleichen, zeugen kannst." Der Krieg ist die Tat und der Friede ist das Publikum der Tat.

Alle die grossen Namen, die der Menschheit Bedeutung geben, haben an Millionen von schuldlosen und ahnungslosen Menschen Gewalt geübt und haben unendliches Leid um sich verbreitet. Aber sie haben ihre Rasse ihrer Erfüllung näher gebracht. Der Idee gegenüber, die in diesen Namen ihre Inkarnation fand, muss das Mitleid verstummen. Wenn das Mitleid überhaupt etwas anderes als Heuchelei ist. Und es ist sehr zu bezweifeln, dass es etwas anderes ist. Eine von friedevollen Geldsäcken intendierte Finanzoperation vernichtet Tausende von Existenzen und lässt sie leben, während der Krieg bloss tötet. Und in diesem Falle regt sich das Mitleid nicht, denn es ist durch den Profit gesättigt.

Nur das rote Blut scheint dem praktischen Mitleid auf die hysterischen Nerven zu gehen.
Und darum weg mit der Phrase vom Frieden. Sie hat mit dem Leben und mit den Gesetzen des Lebens nichts zu schaffen. Ihre Begründung sind lediglich die Kurse der Spekulationspapiere. Die Börse vermag aber nur den Besitz zu bestimmen. Das Leben selbst geht seinen eigenen Weg.
Und dieser Weg ist der Weg der Gewalt. Dieser Weg bedeutet den ewigen Kampf des Lebensfähigen mit dem Lebensunfähigen. Er führt über gefallene Menschenleiber und verwüstete Fluren zu der kommenden Zeit. Er setzt an die Stelle des verbrauchten Alten die Entwicklungsmöglichkeiten des Neuen. Er führt zum Frieden und bettet in diesen Frieden die Keime des neuen Kampfes, denn er kennt keinen Stillstand. Er ist die Tat und er ist das Leben, das grausame Leben, das sich vom Tode nährt.
Seltsam, dass die Menschheitsgeschichte die Geschichte ihrer Gewaltsamkeiten ist.

DAS ZEITALTER

DAS HALBMONATSORGAN UNSERER RADIKALEN JUGEND ERSCHEINT AB JÄNNER 1913

HERAUSGEGEBEN VON

ROBERT MÜLLER u. HEINRICH NOWAK

SUBSKRIPTIONSABONNEMENT 6 KRONEN PRO HALBJAHR (12 HEFTE) AN HEINRICH NOWAK, WIEN, I. FRANZENSRING 18

SATURN

DIE ORIGINELLSTE DER JÜNGEREN ZEITSCHRIFTEN!

BRINGT NOVELLEN, ESSAIS, GEDICHTE UND INTERESSANTE SCHWARZWEISSKUNSTBEIGABEN

Zu Mitarbeitern zählen u. a.: Oskar Baum, Ernst Blass, Max Brod, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Otto Hinnerk, Alfred Kubin, Rudolf Kurtz, M. Kusmin, Else Lasker-Schüler, Christian Morgenstern, Felix Poppenberg, Otto Soyka, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Paul Zech, Stephan Zweig

Einzelheft 60 Pfennig, 6 Hefte 3 Mark, 3 Probehefte (diese nur direkt vom Verlag) 1 Mark portofrei

Man abonniert bei jeder Buchhandlung oder direkt beim Saturnverlag HERMANN MEISTER, HEIDELBERG

In Wien: HUGO HELLER & Cie., Wien, I. Bauernmarkt Nr. 3, GILHOFER & RANSCHBURG, Wien, I. Bognergasse Nr. 2

Akademischer Verband für Literatur und Musik in Wien

Montag, 25. November 1912, 7 Uhr abends in der Universität Wien

VORLESUNG

THEODOR DÄUBLER

„DAS NORDLICHT"

Moeller van den Bruck im „Tag": „Wovon das Werk handelt, das ist das ewige Grundproblem aller grossen Dichter, das ist das Prometheus-, Parsival- und Faustproblem der Erlösung . . . Theodor Däubler, der sonst auch als Mensch zeitlos ist und jenseits steht von Sprachen und Völkern, hat sein Werk in deutscher Sprache geschrieben, weil nur in ihr der Erlösungsgedanke ausdrückbar war."

Johannes Schlaf: „Däubler zu umgehen, ist unmöglich. Wir freuen uns heute, dass uns Frankreich einen Verhaeren geschenkt hat: sollten wir uns wieder einmal die alte deutsche Erbsünde zuschulden kommen lassen, dass wir den Dichter — den Epiker des Europäers — im eigenen Hause übersehen?"

Dienstag, 26. November 1912, ½ 8 Uhr abends im Ingenieur- und Architektenvereinssaal, I. Eschenbachgasse Nr. 9

SATIRIKERABEND

DR. EGON FRIEDELL

Conférence u. Vorlesung

ANDERSEN: Ausgewählte parodistische Skizzen
MAUPASSANT: Erotische Satiren
COURTELINE: Kaffeehausszenen
THOMA: Politische Satiren
Aus eigenen Werken

Karten bei Kehlendorfer

Akademischer Verband für Literatur und Musik in Wien

Veranstaltungen der Saison 1912/13:

Vorlesungen und Vorträge von Wilhelm Schmidtbonn, Herbert Eulenberg, Heinrich Mann, Thomas Mann, Alfred Roller, Adolf Loos, Karl Hauer, Prof. Töply, Karl Linke, Alfred Beierle, Paris v. Gütersloh, Ernst Lothar, Rudolf Forster u. v. a.

20. November. **Kammerkonzert.** Festsaal der Kaufmannschaft. Schwarzenbergplatz 16.
Arnold Rosé, Hermann Gürtler, R. Réti, Norah Drewett, Etta Werndorff, Werke von Schönberg, Bartock, Wellesz, Berg, Webern.

23. Februar.
Grosses Orchesterkonzert.
(Grosser Musikvereinssaal.)
Dirigent: Arnold Schönberg.
Aufführung von Schönbergs Kammersinfonie und Pelleas und Melisande.

Im Jänner **Rosé-Quartett-Abend** (Reger, Pfitzner).

Schönberg-Lieder-Abend (Martha Winternitz-Dorda).

Uraufführung des Monodrams **„Erwartung"** von Arnold SCHÖNBERG. — Aufführung eines Dramas von Oskar KOKOSCHKA.

Die Mitglieder geniessen Ermässigungen in Theater und Kunstausstellungen.

Mitglied kann jedermann werden. Mitgliedsbeitrag für das Semester 5 Kronen.

Beitrittserklärungen mündlich und schriftlich an die Geschäftsstelle des Verbandes, I. Reichsratstrasse 7.

Sprechstunden an Wochentagen von 10—12 Uhr vorm.

Herausgegeben vom Akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien

DER RUF

Heft „Karneval“: Beiträge von Frank Wedekind, Hermann Bahr, Bernard Shaw, Gustav Klimt, Oskar Kokoschka, Arnold Schönberg, Alfred Polgar, Egon Friedell, Stephan Zweig, Otto Soyka, Christian Morgenstern, Paul Stefan, Robert Müller.

Heft „Frühling“: Beiträge von Emile Verhaeren, Hermann Bahr, Wilhelm Schmidtbonn, Ernst Lissauer, Alfons Petzold, Carl Bleibtreu, Ottfried Kryzanowsky, Franz Schreker, Ludwig Ullmann, Anton von Webern, Erhard Buschbeck, Paul Stefan, Leo Heidrich, Robert Müller.

Preis des Heftes 90 Heller

Verlag Brüder Rosenbaum, Wien, VIII.

Das musikfestliche Wien

Beiträge von Paul Stefan, Karl Linke, Franz Schreker, Jan Löwenbach, R. St. Hoffmann, Stephan Zweig, Ludwig Ullmann, Robert Müller, Heinrich Nowak, Oskar Kokoschka.

Preis 60 Heller

In Kommission bei HUGO HELLER & CIE., Wien, I. Bauernmarkt Nr. 3